

(Nachdruck verboten.)

81

## Neu-Karthago.

Roman von Georges Cehoud.

II.

So wenig wie beim zweiten Besuch wollte es Laurent in der Folgezeit, die er während der Schulferien im Hause des Vormundes verbrachte, gelingen, sich in die neuen Verhältnisse einzugewöhnen. Er fühlte sich nach wie vor als Eindringling, der, unversehens hereingeschnitten, allen im Wege steht.

Ehe er noch seinen Koffer aus der Hand gefest hatte, erkundigte man sich schon nach der Dauer seines Ferienaufenthalts, und während von seiner Person gar nicht die Rede war, beschäftigte man sich um so angelegentlicher mit dem Zustande seiner Sachen. Dem Empfang fehlte auch die Spur herzlichen Entgegenkommens: Vase Lydia bot dem Jungen theilnahmslos die zitronengelbe Wange zum Kuß, Gina schien ihn seit dem letzten Mal vergessen zu haben, und was den Vetter Guillaume anbetraf, so konnte man dem Vielbeschäftigten im Ernst kaum zumuthen, seine Thätigkeit einer so geringfügigen Angelegenheit wie der Ankunft dieses Schlingels zu Liebe auch nur einen Augenblick zu unterbrechen. Er würde ihn ja bei der nächsten Mahlzeit noch früh genug zu Gesicht bekommen! „Na, da bist Du ja wieder! Wirst Du endlich einmal vernünftig? Machst Du jetzt bessere Fortschritte in der Schule?“ Immer und ewig dieselben im Tone des berechtigten Mißtrauens gestellten Fragen, nie ein Wort des aufmunternden Lobes. Brachte Laurent Schulprämien mit nach Hause, dann hatte er die Auszeichnung natürlich nur einem zufälligen Glücksumstand zu danken, und dann erhielt er sie auch gerade immer in Fächern, auf die Herr Dobouziez am allerwenigsten Werth legte.

Bei Tische blieben die runden Glogaugen der unverschämlichen Vase mit vorwurfsvollem Blick auf ihm haften, als wenn sie ihm aus dem gesunden Appetit seiner zwölf Jahre ein Verbrechen machten. Diese ständige Beaufsichtigung brachte es in der That zu wege, daß das Glas, daß er zum Munde führen wollte, seinen zitternden Händen entglitt und die auf dem Teller tanzende Gabel die Fleischstücke nicht aufzuspießen vermochte. Und wenn Laurent für diese Ungechlichkeit auch nicht gescholten wurde, so ließ doch der verächtliche Ausdruck, der sich auf Vase Lydia's Gesicht malte, nicht den geringsten Zweifel über die Gedanken, die die gute Frau nicht laut werden ließ. Aber dieses verächtliche Mienenpiel war nichts im Vergleich zu dem spöttischen Lachen, das die Lippen der untadeligen Gina bei solchen Gelegenheiten umspielte.

Vetter Guillaume ließ lange auf sich warten, ehe er der Aufforderung, zu Tische zu kommen, Folge leistete. Kam er dann endlich, so nahm er mit nachdenklicher Miene und sorgenvollem Gesichtsausdruck Platz, wälzte in seinem Kopf Pläne über neu einzuführende Erfindungen und Verbesserungen des Betriebes, die das Fabrikationsverfahren billiger und lohnender gestalten konnten, und zermarterte sein Hirn mit endlosen Berechnungen. Mit seiner Frau unterhielt er sich ausschließlich über geschäftliche Angelegenheiten, wobei Dame Lydia staunenswerthe Kenntnisse entwickelte und mit barbarischen technischen Ausdrücken um sich warf, die das Entzücken des erfahrensten Fachmanns erregt hätten.

Herr Dobouziez beschäftigte sich unaufhörlich mit seinen Zahlen und Berechnungen, nur wenn er sein schönes Töchterlein bewundernd hätschelte, huschte ein heller Strahl sonniger Heiterkeit über das ernste Gesicht des grämlichen Geschäftsmannes. Laurent wurde es mehr und mehr klar, welsch' innige und überschwängliche Zuneigung die beiden Wesen mit einander verband. Wie der steife kleine Zahlenmensch menschlich wärmer wurde, wenn er sich mit der Tochter beschäftigte, so legte auch das verwöhnte Mädchen im Verkehr mit dem Vater sein hochmüthiges Wesen ab und verzichtete auch auf den losen, rechtshaberischen Ton, der sonst aus seiner Rede herausklang. Dafür ließ es sich aber auch Herr Dobouziez mit unermüdlichem Fleiß angelegen sein, alle Wünsche des Töchterleins zu erfüllen und ihre tollsten Launen zu befriedigen, ja er ergriff selbst der Mutter gegenüber stets die Partei Gina's, mit der sich der praktische, nüchterne Geschäftsmann über allerlei thörichte Firtelanzereien wie ein Kind amüßte.

Bei jedem neuen Ferienaufenthalt fand Laurent seine kleine Koufline schöner, gleichzeitig aber vergrößerte sich auch der Abstand, der sie von ihm trennte, immer mehr. Die Eltern hatten Gina aus der Pension genommen und ließen sie zu Hause durch geschickte und standesgemäße Lehrer für ihren dereinstigen Beruf als reiche Erbin vorbereiten. Das statliche Mädchen fühlte sich nachgerade zu sehr als junge Dame, um sich in der bisherigen Weise mit Laurent abzugeben, es empfing und erwiderte jetzt die Besuche seiner Freundinnen, unter denen die kleinen Wanderlings, die Töchter des angesehensten Advokaten der Stadt, ein paar blonde, lebhaftes Plappermäulchen, seine ständigen Gefährten beim Studiren wie beim Vergnügen waren. Und wenn sich Gina ja ausnahmsweise in Ermangelung anderer Zerstreuung soweit vergaß, mit dem Bauernjungen zu spielen, so war Frau Lydia gewiß bald bei der Hand, dem unschuldigen Vergnügen ein Ende zu machen. Dann erschien Felicitas auf der Bildfläche, um das gnädige Fräulein abzurufen; bald war der eine oder der andere Professor zu melden, bald wollte die gnädige Frau mit dem Fräulein Einkäufe besorgen, oder die Schneiderin wartete mit der Anprobe, kurz ein Vorwand war stets gefunden, und gar oft kam die bewährte Stütze der Hausfrau auch zuvor und entledigte sich in weiser Erkenntniß der Absichten ihrer Herrin auf eigene Faust ihrer Aufsichts- und Anstandspflicht mit einem Eifer, der einer besseren Sache werth gewesen.

Dobouziez's Fabrik befand sich in so blühendem Aufschwung, daß die Vergrößerung des Betriebes jedes Jahr Erweiterungsarbeiten nothwendig machte, die ein Stück nach dem anderen des die Villa umgebenden Gartens in Anspruch nahmen. Laurent bemerkte nicht ohne Bedauern, daß das Labyrinth mit seinem Thurm und seinem Ententümpel verschwunden war. Er hatte das scheußliche Ding Gina's wegen ordentlich lieb gewonnen. Und wie das Fabrikgebäude, so erweiterte sich auch das Wohnhaus auf Kosten der Gartenanlagen. In Rücksicht auf den bevorstehenden Eintritt ihrer Tochter in die Gesellschaft hatten die Dobouziez's ihre Villa zu einem wahren Palast ausgebaut, dessen imposante Zimmerflucht die Lieferanten der feinsten Antwerpener Gesellschaftskreise möblirt und ausgestattet hatten. Vetter Guillaume hatte die Verschönerungsarbeiten wohl geleitet, sich im einzelnen aber ganz auf die Wahl und den Geschmack seines Töchterleins verlassen. Seinem Liebling hatte er zwei mit erlesenem Geschmack eingerichtete Zimmer eingeräumt, die mit ihrer blau und silberfarbenen Ausstattung das Entzücken der verwöhntesten Salonlöwin erregt hätten.

Der bauliche Umgestaltungsprozeß, der nichts unerschont ließ, hatte auch dem Winkel, der dem jungen Paridael als vorübergehendes Absteigequartier diente, ein verändertes Aussehen gegeben. Es war dem Schüler so wie so nur ungerne eingeräumt worden, und Felicitas hatte ihn just so weit aufgeräumt, um zur Noth eine eiserne Bettstelle aufstellen zu können.

Da der Boden nicht mehr ausreichte, um die entbehrlich gewordenen alten Möbel aufzunehmen, so hatte die fürsorgliche Haushälterin, die die Kammer der Dienerschaft mit dem arrangirten Gerümpel nicht vollstopfen wollte, alles auf Laurent's Stube schaffen lassen. Sie besorgte das Geschäft so gründlich, daß der Junge dem Augenblick entgegen sah, wo er auf den Flur würde auswandern müssen. Im Grunde war Laurent die Sache gar nicht unangenehm. Das wußte Durcheinander allerlei Krimstrams, das sich in seiner Stube aufspeicherte, eröffnete ihm Ausblicke auf unerbhoffte Unterhaltung. Bestand doch zwischen dem hilflosen Waisenkind und den Gegenständen, die aufgehört hatten, der Herrschaft zu gefallen, eine gewisse Sympathie, die der Gleichartigkeit ihrer Verhältnisse entsprang. Aber Laurent mußte sich sorglich hüten, seine Freude über die Veränderung sichtbar werden zu lassen, der Hausdrache hätte sich sonst gewiß beeilt, ihm sein Vergnügen zu nichte zu machen. So sah sich der Junge genöthigt, allerlei verschmitzte Schmutzmittel anzuwenden, um seine Schätze zu durchwühlen und die interessanten Funde, die er dabei entdeckte, bei Seite zu schaffen.

Zur großen Freude des kleinen Einsiedlers häuften sich in seinem Dachstübchen auch die Bücher, die Herr Dobouziez als zu leichtfertig aus der Bibliothek hatte entfernen lassen. Es waren verbotene Früchte, wie die Blutpflurche und Him-

beeren des Gartens. Die Mäuse hatten die Seitenränder der Bände bereits stark benagt, und Laurent ergöhte sich an den literarischen Resten, die ihm die gefräßigen Nagethiere gelassen. Oft genug war er so in seine Lektüre vertieft, daß er die gewohnte Vorsicht ganz außer acht ließ und um ein Haar von der auf den Fußspitzen heranschleichenden Felicitas erwischt wurde; und wenn ihn der Hausdrache auch nicht bei der That ertappte, so entging es der misstrauischen Abspasserin doch keineswegs, daß sich der Junge mit den Büchern zu schaffen gemacht hatte. Und dann begann ein Reifen und Schelten, ein Geschrei und ein Höllenlärm, der schließlich Frau Lydia herbeilockte.

Einmal erwischte man Laurent gerade bei der Lektüre von „Paul und Virginie“. „Ein schlechtes Buch! Du thätest besser, die Nase in Dein Mathematikbuch zu stecken!“ ließ sich die Pathin vernehmen. Und Herr Dobouziez bestätigte die Ansicht seiner besseren Hälfte mit dem Hinzufügen, daß aus dem frühreifen Bürschchen, das sich den Kopf mit allerlei unnützlichem Wust vollstropfte und thörichten Phantastereien nachhing, nie etwas Rechtes werden würde, daß er Zeit seines Lebens ein armer Teufel bleiben würde wie Jacques Paridael. Ein verträumter Phantast! Mit welcher unsagbarer Verachtung der Better das Wort aussprach!

An den Winterabenden suchte Laurent, so zeitig es nur ging, sein Dachstübchen auf. Unten im Speisezimmer, das er auch nach eingenommener Mahlzeit nicht verlassen durfte, fühlte er sich unbehaglich und als lästiger Fremder. Mein Gott, warum schickte man ihn denn nur nicht ins Bett? Wenn er sich auffällige Mühe gab, sich zu würdiger Haltung zu zwingen, wenn er verstoßen gähnte oder die Blicke von seinen Schulbüchern erhob, bevor es zehn Uhr — die geheiligte Ruhestunde — geschlagen hatte, rollte Base Lydia gar wüthend die runden Augen, und Gina warf sich höhnisch in die Brust und ließ es sich mit Fleiß angelegen sein, im Gegensatz zu dem schlafmüden Jungen besondere Munterkeit zu heucheln.

Zimmer gescholten und beständiger Schuhriegelei ausgefetzt, flüchtete sich Laurent auch tagsüber, so oft es ihm möglich war, hinauf unters Dach. Da man ihm die Bücher entzogen hatte, vertrieb er sich die Zeit, auf den Stuhl zu klettern, das Schiebefenster herunterzulassen und in die Lände hinaus zu sehen.

Die niedrigen, rothen Vorstadthäuschen schlossen sich zu festen Inselgruppen zusammen. Die sich stetig vergrößernde Stadt hatte ihren Wallgürtel gesprengt und bedrohte das Vorland, dessen Ackerflächen ihre küsternen Deutegier weckten. Schon zogen sich durch die Felder die abgesteckten Linien neuer Straßenzüge. Die Vordrängenden der Bürgersteige umsäumten bereits den Acker, den sich der enteignete Bauer bis zum letzten Augenblick zu nutzen zu machen suchte. Mitten unter den Feldfrüchten ragte hier und da wie eine Vogelscheuche an der Spitze einer langen Stange die Tafel mit der Aufschrift „Vausstellen zu verkaufen“ und wie richtige Späher, wie die vorgeschobenen Vorposten des anrückenden Häuserheeres hatten an den Ecken der neuen Straßen Gastwirthschaften Posto gefaßt und blickten von der Höhe ihrer einförmigen etagenreichen Fassaden, die trotz des neuen Anstrichs schon ihr gemeines Alltagsgesicht erkennen ließen, gar hochmüthig und verächtlich auf die plumpen, uneleganten Bauernhäuser, die so kleinmüthig dreinschauten, als wollten sie das Mitleid der Eroberer wahrrufen. Kein rührenderes und eindrucksmächtigeres Bild als dieses Zusammenreffen der Stadt mit dem Lande. Wirkliche Vorpostengefechte lieferten beide einander!

Die üppige, kraftstrotzende Landschaft mit dem gezwungenen verschmühten Ausdruck breitete sich im Schatten der Festungswerke, die den wirkungsvollen Hintergrund bildeten: krenelirte Thorbogen, dunkel wie Tunnelgewölbe und unter aufgeworfenen Erdwällen halb begraben, mit Schießscharten versehene Mauern, Kasernen, deren schwermüthige Signale der Fabrikglocke Antwort gaben.

(Nachdruck verboten.)

## Vom Steinzeit - Menschen.

Die emsig fortschreitende Durchforschung der nachtertiären Bodenschichten ist in den vergangenen Jahrzehnten von großen Erfolgen begleitet gewesen und hat uns in den Stand gesetzt, ein ziemlich vollständiges und getreues Bild des Lebens und Treibens jener Periode zu gewinnen, die wir als die Urzeit des Menschengeschlechts zu bezeichnen pflegen. Besonders drei Fundstätten, Taubach bei Weimar, Schweizersbild bei Schaffhausen und Brunn in Währen nebst seiner Umgegend lassen uns vorzügliche Blicke in das Jägerleben und die Jagdbeute des Steinzeit-Menschen thun.

Die ältesten Spuren des Menschen in Deutschland enthalten die Kalktuffe oder Traverfinschichten von Taubach. Fünf und mehr Meter unter der Oberfläche stieß man hier in niemals gestörten Schichten auf die Lagerstätte urzeitlicher Jäger, durch Kohle und Asche bezeichnete Feuerstellen mit angebrannten und zer Schlagenen Thierknochen, paläolithischen, d. h. nur durch Schlägen, nicht durch Schleifen hergerichteten Feuersteingeräthen; in derselben Tiefe und dem Alter nach zweifellos dazu gehörig wurden der Milchzahn eines Kindes und der Backenzahn eines Erwachsenen gefunden. Die Thierwelt, welche den Menschen hier umgab, beweist, daß diese Jäger sich hier nach dem Niedergang älterer Gletscher während einer Zwischenzeit dauernd niedergelassen hatten. Der interglaciale Bewohner von Taubach stand auf der Kulturstufe primitiver Jäger. Er erlegte den Urelefanten, das wollhaarige Nashorn, den Urwisent, den Bären, Hirsche, Viber und kleinere Thiere, indem er sich mit Vorliebe jüngere Individuen aussuchte, die leichter zu erlegen waren und fastigeres Fleisch boten. Die Hirschenleiber dieses Hochwildes wurden an Ort und Stelle zerlegt und nur einzelne leichter transportable Stücke an die Lagerfeuer geschleppt, ein Elefantenbein, ein Bärenschinken und ähnliches. Die Knochen nutzte man sehr geschickt zu den nöthigsten Geräthschaften aus. Der halbe Unterkiefer des Höhlenbären gab ein vorzügliches Beil, das Hirschgeweih lieferte Haden, Knochenplitter mit einem Theil des Gelenkpfoses als Handgriff bildeten Dolk und Psriemen; Gelenkpfannen benutzte man zu kleinen Schöpfbechern und Löffeln. Von Thongefäßen findet sich keine Spur. Die Steingeräthe, Schaber, Messer, Bohrer, Meißel sind äußerst roh aus Feuerstein oder ähnlichem Material hergestellt; durch Zahnung verstand man jedoch, ihnen eine kräftige, leistungsfähige Kante zu geben. Ein einziges „Schmudstüd“, ein aus dem Schwammgewebe eines Knochens geschmitten roher „Hänger“, zeugt davon, daß auch damals schon der Mensch sich über das unumgängliche Nöthige zum Angenehmen und Schönen zu erheben suchte.

Obwohl in der Nähe eines Sees lebend, scheint dieser interglaciale Jäger keinen Fischfang getrieben zu haben. Dennoch mag er das Wasser nicht ohne Grund gesucht zu haben. Hier fanden sich zur Zeit der Abenddämmerung seine Beutethiere ein, die einen, um zu trinken, die anderen, um ihr Wild zu beschleichen. Zu den letzteren gehörten der Höhlenlöwe, die Hähne und der Wolf. Zu ihnen gesellte sich, im Schilf verborgen, der Mensch, der damals noch seines treuesten Jagdgehilfen, des Hundes, entbehrte und deshalb mehr als späterhin auf das Auslauern und Beschleichen seiner Jagdbeute angewiesen war. Unter den Thonlagen von Klinge bei Kottbus befindet sich ein Torflager, das während einer Interglacialperiode ein offenes Gewässer war und der Thierwelt in seiner Umgebung als Tränke diente. Die ganze Fauna und Flora längst verschwundener Jahrtausende entsteht da vor unseren Augen. Die im Torf entfalteten Nester zeigen eine Pflanzenwelt, die der heutigen sehr ähnlich sah; nur wenige der damaligen Arten sind ausgestorben. Auf dem klaren Seespiegel entfalteten Mummel und Laichkraut, Igelock und Nixtraut ihre Blätter und Blüten. Dazwischen huschten Hechte und Schleie, Sumpfschildkröten, kleine Schwimmtäfer, der pechschwarze Wassertäfer und anderes Gethier herum. Nun sinkt die Dämmerung herab, und durch das sie begleitende Schweigen dröhnt plötzlich der schwere Tritt der vorzeitlichen Riesenhuftthiere. Mit ihren Kalbern naht eine Elefantenherde; ein Plätschen abseits sucht sich das einsame Rhinoceros; schnaubend jagt ein Trupp gewaltiger Wisons heran. Stolz wandelt der mit kolossalem Schaufelgehörn gekrönte Riesenhirsch; ihm folgen in Rudeln Elche und Hirsche. Vorsichtig nähert sich eine Schaar Wildpferde; eine Renthierherde löst sie ab. Und unbemerkt von allen lauert im Gestrüpp unweit des Trinkplatzes ein Häufchen nackter Gestalten, launlos, stieren Auges, in den Händen das Steinbeil und den Speer mit der Hirschhornspitze, bereit, über ein sorgloses, vom Trupp abirrendes Stüd herzufallen. In der That tragen mehrere Knochen- und Geweihreste Einschnitte und Zertrümmerungen, die kaum anders als durch menschliche Thätigkeit zu erklären sind, während andere deutlich die Spuren der Zähne eines größeren Raubthieres zeigen.

Eine etwas anders zusammengesetzte, aber nicht minder gewaltige Fauna finden wir, wenn wir uns den Ausgrabungen in Währen zuwenden. Auch hier hat man, wiederum nicht vereinzelt, sondern an mehreren weit auseinanderliegenden Orten Herd- und Lagerstätten des Menschen der älteren Steinzeit aus einer interglacialen Periode entdeckt. Am Südost-Abhange des rothen Berges bei Brunn fanden sich unter einer ursprünglich 10 Meter tiefen Lössbede die Reste einer Jagdmahlzeit, nämlich Fußwurzel- und Armlknochen eines jungen Mammuth, Fußwurzel, Extremitäten und ein Unterkieferast des Rhinoceros, und zwar einer anderen Art als der norddeutschen, nebst vielen Skelettresten von Wisent und Urpferd, untermischt mit Holzkohlenstüchchen. Das Fehlen von Rippen und Wirbellörpern dieser Thiere beweist, daß man nur die bequem zu tragenden Stücke an's Lagerfeuer brachte; auch hier zeigt es sich, daß man vorzugsweise den jungen Thieren der großen Dähdäuter-Heerden nachstellte. Die wichtigsten Jagdthiere in der Umgegend der heutigen Hauptstadt Währens waren das fossile Pferd, das Woll-Nashorn und das Mammuth, das viel verbreiteter und uns zeitlich näherstehender gewesen zu sein scheint als der Ur-Elefant. Lange hat man an die Gleichzeitigkeit von Mensch und Mammuth nicht glauben wollen; schließlich sind jedoch der Beweise so viele geworden, daß ein Zweifel daran nicht mehr erlaubt scheint. Nächst jenen jagte man den Wisent,

das Rennthier, die beide etwas seltener auftreten, und die noch seltener Niesenhirsche und Gehirnsche. Mit dem Menschen konkurrierten um diese Beute der Höhlenbär, die Löß- & Hyäne, der Wolf und der Höhlenlöwe. Ein zu Brunn ausgegrabenes Skelett war zum theil von Knochen jener Thiere bedeckt, vielleicht Nahrungsmittel, die man nach uralter Sitte dem Todten als Weggeher für das Jenseits ins Grab gab; als Schmutz waren der Leiche aus Zähnen gearbeitete Ketten und ein Ivol aus Mammuth-Stoßzahn mitgegeben. In merkwürdiger Weise waren die Beinchen des Rhinoceros bearbeitet, welche keine eigentliche Markhöhle, sondern Zellräume mit ziemlich festen und starken Knochenbälkchen besaßen. Diese sind zerstört, und dadurch ist im Innern des Knochens eine einheitliche Höhle hergestellt, die, nach Professor Birchov's Meinung, dazu gebient haben könnte, die Enden der Hölzer aufzunehmen, die zum Aufbau der Wand oder des Daches der einfachen Hütten bestimmt waren und so vor der Erdfeuchtigkeit und dem Verfaulen geschützt wurden.

Ein wahres Mammuth-Leichenfeld bildete die prähistorische Elefantenjägerstation von Predmost in Ostmähren. Jahrhunderte hindurch muß der Mensch während der letzten Interglacialzeit hier gehaust haben. Seine ganze Habe an Waffen und Werkzeugen ist neben den zahllosen Knochenresten der obengenannten Thiere, zu denen hier noch Mitglieder einer hochnordischen Fauna, Eisfuchs, Vielfraß, Moschusochs, Halsbandlemming kommen, zu finden. Von höchstem Werthe sind die mit eigenartigen Gravirungen versehenen Elfenbein- und Geweih-Artefakte. Nicht selten mag es zu feindlichen Zusammenstößen des Steinzeitjägers mit seinen thierischen Jagdkonkurrenten gekommen sein. Ein in den Slouper Höhlen gefundener Bärenschädel trägt auf dem Scheitellanne eine schlecht verheilte Knochenwunde, in die ein nahebei gefundenes Eisergeschloß, die abgebrochene Spitze einer aus rothem Jaspis gefertigten Lanzenspitze genau paßte. Der Jäger muß den Stoß mit dem Speer aus unmittelbarer Nähe mit gewaltigem Kraftaufwande gegen den Kopf des Thieres, vielleicht auf das Auge oder den Rücken zielend, geführt haben. Er traf jedoch den Scheitel, so daß die Spitze durch Fell und Muskeln tief in den Knochen drang und dort abbrach. Wahrscheinlich ist ihm sein Angriff, vielleicht war's auch nur Rothwehr, schlecht bekommen, falls er keine Gefährten bei sich hatte; denn der Höhlenbär übertraf an Größe und fürchterlichem Gebiß den Eisbären und den Griselbären bedeutend und gab der Fleischnahrung den Vorzug.

In den untersten Kulturschichten der Niederlassung am Schweizerbild, wo der Mensch in verschiedenen Jahrtausenden bald einkehrte, bald dauernd hauste, thut sich uns das Ende dieser großartigsten Jagdperiode der europäischen Menschheit kund. Die Thiere der untersten Schicht repräsentiren eine hochnordische Tundrafauuna, wie sie am Fuße der Alpen nach dem Rückzuge der großen Gletscher lebte. Seitdem mögen mindestens 25—30 000 Jahre verstrichen sein. In der folgenden Schicht finden sich das Mammuth und das Nashorn nicht mehr. Sie waren wohl zum theil ausgestorben, zum theil durch den Menschen ausgerottet. An ihre und ihrer Begleiter, besonders des Renntiers Stelle treten Thiere, die zum großen Theile auch heute noch bei uns heimisch sind, zum theil aber eine subarktische Steppenfauuna repräsentiren und sich bei fortschreitender Bewaldung Europa's wieder in die Steppenregionen des Südostrons zurückzogen. Dann bricht nach langer Uebergangszeit die Periode der jüngeren Steinzeit, charakterisirt durch geschliffene Steinwerkzeuge, die Anfänge der Töpfer- und Weberei und des Ackerbaus sowie der Viehzucht an. Die Niesen der paläolithischen Zeit waren den milde gestitteten Menschen dieser Zeit schon zum Mythos geworden, wie uns die Jagdthiere, denen Siegfrüh seinerzeit nachstellte: Darnach sluog er schiere einen wisent und einen elch, starker are viere und einen grimmen schelch. —

Hermann Verdrov.

### Kleines Feuilleton.

Wie es gemacht wird, schildert Tolstoi drastisch in seiner auch sonst lesenswerthen Schrift „Patriotismus und Christenthum“: „Als Alexander II. noch Thronfolger war und, wie es Herkommen ist, das Preobraschensky-Regiment kommandirte, stattete er einmal dem Regiment, das sich damals im Lager befand, einen Besuch nach Tisch ab. Sobald seine Kalesche in Sicht kam, ließen die Soldaten, die sich damals nur im Hemde befanden, hinaus, um ihren „erhabenen Kommandanten“, wie die Phrase lautet, mit Enthusiasmus zu begrüßen. Alle rannten dem Wagen nach, und viele schlugen während des Laufes, den Prinzen anblickend, das Kreuz. Alle, die dem Empfange beizuwohnten, waren von dieser einfachen Anhänglichkeit der russischen Soldaten an den Zaren und seinen Sohn und durch die echt religiöse und offenbar spontane Begeisterung, die sich in ihren Gestalten, Bewegungen und durch das Kreuzschlagen ausdrückte, tief gerührt.“

Aber all' dies war in folgender Weise künstlich vorbereitet worden. Nach einer Revue am vorhergehenden Tage theilte der Prinz dem Brigadefeldkommandanten mit, daß er das Regiment am nächsten Tage noch einmal inspizieren würde.

„Wann haben wir Eure kaiserliche Hoheit zu erwarten?“  
 „Wahrscheinlich abends, aber bitte, mich nicht zu erwarten, es sollen auch keine Vorbereitungen getroffen werden.“

Kaum war der Prinz fort, so berief der Brigade-Kommandant alle Hauptleute zusammen und gab den Befehl, daß am nächsten Tage alle Soldaten reine Hemden anzulegen hätten und in dem Momente, wo der Wagen des Prinzen in Sicht käme (zu diesem Zwecke sollten besondere Signalleute ausgestellt werden), sollten alle ihm entgegenlaufen, mit Hurrarufen naheilen und jeder zehnte Mann einer jeden Kompagnie sich bekreuzigen. Die Fähnriche stellten die Kompagnien auf und kommandirten jeden zehnten Mann, sich zu bekreuzigen. „Eins, zwei, drei . . . acht, neun zehn — Girodento, Du hast Dich zu bekreuzigen. Eins, zwei, drei . . . Ivanow, bekreuzigen!“

So wurde der Befehl ausgeführt, und der Prinz und Alle, die es sahen, sogar die Soldaten, Offiziere, der Brigadier selbst erhielten den Eindruck einer spontanen Begeisterung.“ —

### Aus der Vorzeit.

— Ein interessanter Fund ist an der bekanteten „Heidenmauer“ im Elsaß gemacht worden. Dr. R. Forrer in Straßburg hat, wie er in den „Nachr. f. deutsche Alterthumsk.“ mittheilt, um das noch nicht sichergestellte Alter der „Heidenmauer“ bestimmen zu können, am Odilienberg, dessen Plateau diese in einer Ausdehnung von mehr als zehn Kilometer umzieht, Ausgrabungen vorgenommen und ist dabei auf Felsenreste gestoßen, die nach ihrer Aufdeckung sich als die antiken Steinbrüche erwiesen, aus denen die Erbauer der „Heidenmauer“ ihre mächtigen Steinquadern entnommen haben. Diese Felsen zeigen tief eingegrabene künstliche Nischen, spitzwinkelige Durchschnitte, mittels deren man unter Zuhilfenahme von Hebebäumen u. dergl. die Felsen losplogte. In manchen Fällen erwies sich der Fels durch mehr als fünf Nischen sowie auf diese gezogene Querrinnen in eine größere Anzahl Quadern zertheilt. Die Bruchtechnik entspricht etwa der neolithischen Steinzeit, zeigt aber weit größere Verhältnisse und läßt auf Metallwerkzeuge schließen. —

### Völkerkunde.

Malakische Seeräuber auf den Philippinen. Es kommt immer wieder vor, daß Handelschiffe im Sunda-Archipel von Seeräubern angefallen werden. Diese Räuber sind Malaken, und ihre Hauptstige befinden sich auf den Philippinen. Durch zweieinhalb Jahrhunderte hindurch haben sie hier in beständigem Kampfe mit den Spaniern gelegen. Erst in den letzten Jahrzehnten gelang es, durch eine Wache von Kanonenbooten, sie etwas in Schach zu halten und einen bewaffneten Frieden zu erzwingen, der freilich oft genug gebrochen wurde. Einem amerikanischen Gelehrten, Prof. Worcester, der sich mit einem Begleiter längere Zeit in ihrem Lande aufgehalten hat, verdanken wir genauere Nachrichten über diese Stämme. Die Heiden fanden als „Engländer“ wider Erwarten eine nicht unfreundliche Aufnahme. Gegen die Spanier zeigen sie dagegen einen fanatischen Haß. Vor allen sind die Bewohner der Sulu-Inseln wegen ihrer Grausamkeit berüchtigt. Die Sulu-Moro sind ausschließlich Krieger; sie vernichten die Arbeit und überlassen sie den Frauen und Sklaven. Nur ihre Stahlwaffen, die oft sehr schön hergestellt und immer ihrem Zweck vorzüglich angepaßt sind, stellen sie selbst her. Am meisten verwendet wird für den Nahkampf der barong. Er hat große Aehnlichkeit mit einem Fleischhahnmesser, hat einen dicken Rücken und eine Schneide, die so scharf ist wie ein Rasirmesser. Er kann fürchterliche Verwundungen beibringen. Der kräftige und geschickte Moro rühmt sich selbst seiner Fähigkeit, einen Gegner mit dieser Waffe zu halbiren. Daneben verwenden die Moros noch eine ganze Reihe von Waffen, den geraden kris, ein zweischneidiges Schwert zum Hauen und Stechen, den gebundenen kris zum Stechen, und den campilan, ein mit beiden Händen zu führendes Schwert, das sich nach der Spitze zu beständig verbreitert. Die Ausrüstung wird im Kriege vervollständig durch einen Schild von Holz und eine Lanze mit breiter Spitze. Auch Kettenpanzer können sie herstellen. Verhältnismäßig wenige Moros aber tragen Feuerwaffen, und die, die welche besitzen, sind gewöhnlich schlechte Schützen. Seinen Schild benutz der Moro sehr geschickt; dabei bewegt er seine Beine beim Kämpfen fortwährend, so daß sie kaum durch einen Stoß unterhalb des Schildes getroffen werden können. In der Schlacht ist er absolut furchtlos. Seinen Feind bemüht er sich zu erschrecken, indem er ihm scheußliche Fragen schneidet. Er ist unmeniglich grausam und ist im stande, einen Sklaven hinzuschlachten, nur um die Klinge eines neuen barong zu probiren. Von eigenartiger Konstruktion sind die Wohnungen des Moros. Sie bauen ihre Häuser mit Vorliebe auf Pfählen über dem Wasser. Für die Anlage eines Dorfes wählen sie eine ruhige Bucht, damit nicht heftige Wellen die Häuser beschädigen. Röhre Brücken dienen zur Verbindung mit dem Ufer. Die Boote sind an die Thüren gebunden, so daß ihre Eigentümer sofort an Bord gelangen und in kürzester Frist abfahren können. Die Kinder schon verbringen den größten Theil ihrer Zeit im Wasser; sie schwimmen und tauchen wie kleine Enten. Die Männer sind sehr geschickte Bootleute und Segler, ihre Boote sind klein und sehen zerbrechlich aus (die größten Segelboote fassen nicht mehr als 6 bis 7 Tonnen), und dabei fahren sie manchmal mit ihnen bis Singapore. Die Perlenfischerei ist eine Art der Arbeit, auf die die Moros sich noch einlassen. —

### Aus der Pflanzenwelt.

— Die in Arabien vorkommende „Lachspflanze“ hat ihre Benennung von der Wirkung erhalten, die das Essen ihrer Samenkörner hervorbringt. Von mittelmäßiger Größe, trägt die Pflanze

schöne große gelbe Blumen und weiche sammetartige Samenbüschel, von denen jede 2 oder 3 Samenkörner enthält, die kleinen schwarzen Bohnen ähneln. Die Eingeborenen trocknen den Samen und stampfen ihn dann zu Pulver. Nach einer Mittheilung des Patent- und technischen Bureau von Richard Lüders in Görlitz ist es nun gerade dieses Pulver, welche so wunderbare Effekte hervorbringt. Eine kleine Dosis des Pulvers genügt, um eine völlig ruhige und nüchterne Person zu tollen Sprüngen zu verleiten, sie wild, laut und unbändig lachen zu machen und sie in einen an wilde Narrheit grenzenden Zustand zu versetzen. Dieser Zustand hält eine Stunde an, nach welcher Zeit die in Ekstase gerathene Person in mehrstündigen Schlaf verfällt, nach dessen Beendigung dieselbe von ihrem wilden, tollen Treiben nichts mehr weiß. Bei wiederholtem Genuß tritt Nervenzerrüttung ein, die schließlich zu Wahnsinn oder Selbstmord führt. —

**Physikalisches.**

10. Leuchtende Zuckerkristalle. Es ist eine seit längerer Zeit bekannte wunderbare Erscheinung, daß gewisse Stoffe bei ihrer Umbildung aus Lösungen in Kristalle einen Lichtblitz aussenden. Das bekannteste Beispiel dafür, welches sich zu einem Experiment besonders eignet, ist eine weiße gefättigte Lösung von arseniger Säure, in der sich beim Abkühlen unter immer erneuten Aufleuchten Kristalle von weißem Arsenit auscheiden. Die Bildung jedes einzelnen Kristalles wird von einem scharfen, kurzen Aufglühen begleitet, das die Befreiung einer gewissen Menge verborgener Energie in der Form von Lichtstrahlen anzeigt. Dasselbe Phänomen ist noch einfacher zu erzeugen, wenn man zwei Stücke Kohrzucker schnell gegen einander reibt; es entsteht ein sehr deutliches bläulich-weißes Licht, das bis weit unter die Oberfläche in den Stoff hinein zu leuchten scheint. Diese kleinen Versuche sind aber nichts gegen die prachtvolle Vorführung, die der englische Gelehrte John Burke auf der letzten Zusammenkunft der Britischen Vereinigung zur Förderung der Wissenschaft sich abspielen ließ. Burke schneidet aus einem Zuckerrunde Scheiben und befestigt eine derselben auf der Winde einer Drehelbank. Wenn dann ein Hammer gegen die Fläche der Zuckerscheibe gedrückt wird, so entsteht ein fast fortgesetztes Leuchten, vorausgesetzt daß die Zuckerscheibe dem Hammer allmählich in dem Maße genähert wird, als sich die Kristallfläche abnutzt. Das Licht war so beständig, daß man ein Spektrum desselben sehen und photographisch festhalten konnte. Aus diesen Untersuchungen ging hervor, daß das Leuchten nicht durch roth- oder weißglühende Zuckerkristalle veranlaßt sein konnte, daß der Grund desselben vielmehr entweder einer gewissen Umbildung in der Gestalt der Zuckerkristalle oder einer Art von chemischer Wirkung zwischen dem Zucker und der umgebenden Luft an der immer aufs neue frisch gebildeten Oberfläche zuzuschreiben wäre. Die letztere Erklärung wurde indessen durch die Feststellung ausgeschlossen, daß es für die Stärke und die Farbe des Lichtes ganz gleichgiltig ist, ob der Zucker während des Experimentes von Luft oder von einem anderen Gase umgeben war. Können also chemische Veränderungen nicht die Ursache des Leuchtens sein, so muß man auf die erstere Annahme zurückkommen, daß die Hauptursache in gewissen Gestaltänderungen der Zuckerkristalle selbst zu suchen ist. Die Erforschung dieser Erscheinung soll weiter fortgesetzt werden und kann vielleicht noch einmal von praktischer Bedeutung werden. Burke schloß seinen Vortrag mit dem Hinweis, daß die häufige Entstehung von Licht aus rein physikalischen Veränderungen es wahrscheinlich erscheinen ließe, daß wir das Licht für Beleuchtungszwecke eines Tages einmal auf einem ganz anderen, viel einfacheren und weniger ungeschickten Wege gewinnen werden als gegenwärtig. —

**Meteorologisches.**

— Das sonnigste Land Europa's ist Spanien. Dort giebt es, der „Romantwelt“ zufolge, in einem Jahre durchschnittlich 3000 Stunden, in denen man sich am hellen Sonnenschein erfreuen kann; Italien hat deren 2800, während in Deutschland die Sonne am 1700 und in England, dem Lande der Nebel, nur an 1400 Stunden scheint, also um die Hälfte weniger als in Spanien. Das ist erklärlich, ist doch Großbritannien das regenreichste Gebiet Europa's, da die jährliche Regenmenge im schottischen Hochland 8890 und im englischen Tieflande 6000 Millimeter beträgt. Ein Vergleich mit den Niederschlagsverhältnissen anderer Länder zeigt, wie kolossal diese Regenfälle sind. Die Mark Brandenburg, die doch auch nicht gerade regenarm ist, hat nur 548, Mecklenburg 504 und das Elß, die regenreichste Gegend Deutschlands, 1360 Millimeter jährlicher Niederschlagsmenge. Im Gebiet der Alpen ist der Bernharden mit 2564 Millimeter der regenreichste Punkt, in Italien ist es Mailand mit 966 Millimeter. Was Frankreich anbetrifft, so hat dort Paris im Jahre 579, das Städtchen Joyeuse an der Rhone 1241 Millimeter Regenmenge. Bei weitem am meisten regnet es also in England, und ein wahres Dorado für Schirmmacher muß London sein, denn dort giebt es in einem Jahre nicht weniger als 178 Regentage. —

**Technisches.**

gr. Eine schwimmende Maschinenwerkstatt. Unter den Schiffen der amerikanischen Flotte vor Santiago spielte eines eine wichtige Rolle, obwohl es in den Kriegsberichten kaum erwähnt worden. Der „Vulkan“, so hieß dieses Fahrzeug, war kein Schlachtschiff, sondern eine schwimmende Maschinenwerkstatt. Das Schiff, ursprünglich ein Frachtdampfer, ist nach den Angaben des „American Machinist“ 106,7 Meter lang, 17,7 Meter breit und hat

eine Wasserverdrängung von 6630 Tonnen bei 7 Metern Tiefgang. Seine Bunker fassen 1000 Tonnen Kohle, seine Maschine leistet 12 000 Pferdestärken und reicht für eine Geschwindigkeit von 20 Knoten aus. An Bord sind alle Einrichtungen vorhanden, die eine größere Reparaturwerkstatt enthalten muß: Gießerei, Schmiede und Maschinenwerkstatt. Die Gießerei enthält einen Kupolofen von 1,054 Meter Durchmesser für 1360 Kilo Eisenguß, der im Hauptdeck aufgestellt ist und dessen Schacht durch das Ober- und Promenadendeck ragt. Ebenfalls im Hauptdeck befindet sich ein Tiegelofen für drei Tiegel von je 45 Kilo Inhalt. Die Schmiede enthält eine Druckwasser-Schmiedepresse, ein Löfffeuer für Kupfer- und Eisenarbeiten, ein freistehendes, zwei gewöhnliche und zwei tragbare Schmiedefeuere, 6 Ambosse und die erforderlichen Hilfsgeräthe. Die Kesselschmiede ist unter anderem mit einer Stanz- und Schermaschine, einer Wiegemaschine und 6 Wärmöfen für Riete ausgestattet. An Werkzeugmaschinen sind vorhanden: 9 Drehbänke, deren größte 1143 Millimeter Spigenhöhe und 6 Meter größte Spigenweite aufweist, 3 Hobelmaschinen, 3 Feilmaschinen, eine Radial- und 4 gewöhnliche Bohrmaschinen, eine Schraubenschneidemaschine, eine Schmirgelschleifmaschine, Schleifsteine etc. Abgesehen von seiner Bestimmung als Reparaturwerkstatt diente der „Vulkan“ noch als Vorrathsschiff für das Minenlegen, für elektrische Einrichtungen und Torpedos.

An Bord befanden sich 50 Maschinenarbeiter, 25 Kessel, 6 Grob- und 6 Kupfer- und Schmiede, 6 Gießer, 6 Modellstecher, 2 Zimmerleute und 40 Hilfsarbeiter. Die Leute waren zugleich als Geschützmannschaften und für den Infanteriedienst ausgebildet. Die Leitung lag in den Händen von 2 Oberingenieuren und 4 Ingenieuren. Die Thätigkeit auf dem Reparaturschiff war außerordentlich reger. Besonders Torpedoboote nahmen seine Hilfe oft in Anspruch. Unter anderem wurden ein Getriebe für ein Maschinengeweh und eine Reihe von Dampfleitungen neu hergestellt. Der Tiegelofen war täglich im Betrieb, und der Kupolofen hat mehrfach recht schwierige Gußstücke geliefert. —

**Humoristisches.**

— Die Hauptsache. Erster Bauer (im Wirthshause, erregt): „Wenn Du jetzt net still bist, werf ich Dir mein' Maß-Trug an den Kopf!“  
 Zweiter Bauer (ruhig): „Mir gleich; wenn er aber zerbricht — i' bezahl' n sei net!“  
 — Schredlich! A.: „Ist der Müller noch Vorsitzender von Eurem Klub der Diden?“  
 B.: „I bewahre, der Amp hat uns schmähslich hintergangen!“  
 A.: „Hat er Gelder veruntrent?“  
 B.: „Das nicht; aber denken Sie... der Kerl war ansgestopft!“ —  
 — Ein guter Anfang. Junger Arzt (dessen erster Patient gestorben ist): „Der Anfang wäre gemacht!“ —

**Vermischtes vom Tage.**

— In Aitona erschlug ein von einer längeren Seereise heimkehrender Seemann seine Frau mit einem Besenstiel. Er hatte sie betrunken angetroffen. —  
 — In Hamburg wurde ein junges Mädchen von zwei Männern bei einer Brücke ins Wasser geworfen. Ihre Hilferufe wurden noch gehört; es gelang aber nicht, sie zu retten. Die Thäter sind entkommen. —  
 — In Schleswig will man eine neue Wildart einführen, den Agishirsch (Cervus axis), der in England gut gedeiht. —  
 — Während der Pfarrer in Günthersdorf bei Görlitz sich zur Abhaltung des Gottesdienstes in der Kirche befand, kam ein Mann mit einem Wagen am Pfarrgarten vorbeifahren, schüttelte die Äpfel von den Bäumen, füllte einige Säcke mit Obst und fuhr weiter. Einigen Leuten, die ihn zur Rede stellten, sagte er, er habe die Äpfelbäume gepachtet, worauf er unbehelligt abfuhr. —  
 — Bei einer Kurve stürzte in Laurahütte infolge schnellenfahrens ein Personenvagen der elektrischen Straßenbahn um. Ein Streckenwärter wurde so schwer verletzt, daß er bald darauf starb. Außerdem wurden zwei Personen schwer und mehrere andere leicht verletzt. —  
 — Der am Montag von Sitten (Schweiz) aufgestiegene Luftballon „Vega“ gelangte nicht in das Rheinthal. Er landete in der Nähe von Dijon, nachdem er eine Höhe von 6800 Meter erreicht hatte. —  
 — Ein fürchterlicher Sturm wüthete mehrere Tage an der Südwestküste des Asow'schen Meeres. Bei dem Leuchtturm von Kertch = Zenitale sind 14 Segelschiffe untergegangen, wobei 120 Menschen erkrankten. Auch aus Anapa und Tama kommen Nachrichten über den Untergang von Schiffen und Menschen. —  
 — Fünf Millionen Mark zur Förderung des medizinischen Studiums hat ein Amerikaner der Cornell-Universität gestiftet. —  
 — In der letzten Woche haben sich die Todesfälle an der Deulensepe in Bombay stark vermehrt, von 127 in der Vorwoche auf 209. Auch in der Stadt Bangalore nimmt die Pest einen epidemischen Charakter an. —